

theil. Sie sind die Ursache eurer Selbstüberhebung und eurer verkehrten Lebensauffassung. Schau Dir hier den Geschäftsmann an. Er plagt sich, ihm ist keine Arbeit zu gering, oft auch kein Geschäft zu schmutzig, um Geld damit zu verdienen. Die Frau aber soll eine Dame sein, ihre Journs haben und von der Geschäftsmisere nichts erfahren. Natürlich, die Männer haben nichts gelernt und staunen auch an, weil ihr doch ein bisschen Französisch und Klavierspielen könnt. Ihr seid die höhere Rasse, der gehobene Stand, die Vertreter der „Bildung“ im Hause. Auch Du stammst aus einer Familie, in der diese Auffassung gegolten hat. Dein Vater hat klein angefangen, und daß er Deine Mutter zur Frau bekommen hat, das war schon ein Erfolg für ihn, auf den er stolz war. So geht es hier in vielen tausenden Familien. Der Mann, der Ernährer, blickt zur Frau auf wie zu einem höheren Wesen. Das wird dann allgemeine Landesauffassung. Du hast einen Arzt geheiratet, der — Du verzeihst mir schon — in jeder Hinsicht über Dir steht, auch an Güte, geschweige an Bildung und Verstand; aber Du verlangst doch, wie es Landessitte ist, daß er sich Dir unterordnet. In Frankreich und Deutschland, wo die Geschäftsfrau sich mit dem Manne plagt, bis sie Beide etwas für ihre alte Tage erübrigt haben, denkt keine Frau daran, am Abend den Mann mit den Wünschen ihrer Eitelkeit zu belästigen. . . .

Jetzt lasse aber auch mich ein Wort reden. Warum hat er mich als Bräutigam verlobt? Warum hat er mich meinen lassen, daß ich auf Händen getragen werde? Warum war er damals nie müde? Nein, Du entschuldigst ihn vergeblich. Damals hat er mich noch geliebt; jetzt ist er gefügigt und ich bin ihm gleichgültig geworden. Das ist die Lösung.

Ich stelle die Gegenfrage. Hat er auch als Bräutigam und als Verehrer für Dich gearbeitet?

Natürlich nicht.

Siehst Du, damals hatte er nur für sich selbst und nicht auch noch für Frau und Kind zu sorgen. Naturgemäß hat er auch weniger gearbeitet. Zu Dir gekommen ist er, wenn er Lust dazu gehabt hat. Heute plagt er sich für Dich und kommt nicht, wie damals, auf ein freies Stündchen zu Dir, sondern er kommt in seine Behausung, um sich's bequem zu machen, um auszuruhen. Den Ausnahmefall der Bräutigamszeit könnte auch sein Mensch auf die Dauer ertragen.

Aber wenn ein Fremder kommt, ist er doch wie ausgewechselt; dann kann er auch einmal wieder munter sein. . . .

Freilich, weil er gewohnt ist, vor Fremden sich zusammenzunehmen. Wächst Du, daß er auch bei Dir sich Zwang auferlegen soll?

Nein, er soll von Natur liebenswürdig sein und mit Unterhaltung bieten. Er soll! . . . Wenn ich Dein Mann wäre, möchte ich Dich an den Ohren nehmen und Dir hineinreden: Du sollst nicht er. Du hast die Pflicht, am Abend den Mann aufzuheitern und ihm die Häuslichkeit angenehm zu machen. Er kommt von draußen, todmüde, oft mit Verdruß und Kummer. Er hat Glend gesehen, Unand' erfahren, sich bücken müssen; er hat sich geplagt, unaufrichtig, ohne Müdigkeit zu kennen, weil er für Dich und Euer Kind zu sorgen hat. Er kommt nach Hause und erwartet Ruhe, Liebe, Fürsorge und Du machst ihm Szenen, weil er nicht den huldigen Verehrer spielt.

Ja, aber Karten kann er spielen! Schlimm genug, wenn es schon so weit gekommen ist. Als Junges hat er nie gespielt. Was beweist also dies neue Zoffen? Daß er bei Dir die Aufmerksamkeit nicht findet, die er nötig hat, daß er wirklich schon anfängt, sich Dir zu entfremden. Durch wessen Schuld? Durch Deine. Warum bemüht Du Dich nicht, ihn zu fesseln und zu unterhalten?

Ich ihn? Die umgekehrte Welt!

Siehst Du, wie tief Du drinnen steckst in den verkehrten Ansichten von hierzulande. Vor der Hochzeit wird der Mann um das Weib; später hat das Weib um den Mann zu werben. Denn er ist Euer Ernährer, Euer Schutz, Euer Alles. Ihr aber sollt seine Freunde sein, sein Genuß, seine Zerstreuung. Warum liest Du nicht ein Buch, von dem Du ihm erzählen kannst? Warum bemüht Du nicht die Frische, über die Du am Abend verfügst? — Du verfügst darüber, denn Du willst Dich ja amüsieren, und müde Leute brauchen nur Ruhe, — um Zerstreuungen für ihn ausfindig zu machen, für die er Dir dankbar wäre?

Du bist der reine Orientale. Unterthänigkeit mit den Orient nicht; er hat in vieler Hinsicht gebildete Ansichten als der Westen, und namentlich als wir im Halbwesten, wo auch Frau-

en die Courtmacher die Köpfe verdrehen, die euch wohl erobern, aber nicht versorgen mögen. Vor allen Dingen ist im Orient das Grundverhältnis noch nicht verschoben, daß der Mann der Herr ist. Wäret ihr Frauen auch hier schon darnach erzogen, zu wissen, daß die Natur euch Dienstbarkeit auferlegt hat, dann wäret ihr auch in der Ehe dankbarer, weniger anspruchsvoll und — wie soll ich sagen — ihr wäret nicht der Fluch eurer Männer. Was aber erreicht ihr durch eure naturwidrige Haltung? Den Mann könnt ihr doch nicht unterjochen, denn ihm sind tausend Wege offen, sich von euch zu erholen, ihr verliert ihn höchstens und werdet unglücklich euer Leben lang. Willst Du das? Jetzt frage ich Dich noch einmal: Liebst Du Deinen Mann als eine Frau, wie sie sein soll, oder willst Du ihn verlieren? Mit anderen Worten: Ist Dein Mann werth, daß Du Dir ihn zu bewahren suchen sollst oder nicht?

Werth ist er's. Er ist wirklich der geduldigste und beste Mann und er kennt keine Zerstreuung, er kennt keinen Bissen, den er nicht mit mir theilt. . . .

Also. . . .
„Lasse mich, ich werde noch nachdenken.“

Sein Abgang.

Friedrich Demburg im „B. Z.“

Das Interesse an ihm war schon ganz erlahmt — da flamme es noch einmal hoch auf. Am Freitag frag sich ganz Berlin: Wissen Sie schon, Fritz Friedmann ist freigesprochen? Die Frage war mit dem bekannten Lächeln begleitet, das sich in die Worte überseht: Da hat sich wieder einmal Jemand schön blamiert. Aber wer? Vielleicht die gesammte Rechtspflege?

Die menschliche Rechtspflege kann nur im Ganzen und Großen begriffen werden — im Einzelnen bleibt sie allzu oft fragwürdig. Sonderbarer aber hat sie sich selten präsentirt als in dem Fall Friedmann.

Was war alles aufgegeben worden, um Fritz Friedmann vor das Moabit Gericht zu bringen? Die gesammte europäische Polizei, die deutsche Diplomatie, der französische Ministerrat, die Auslieferungsbekämpfung war journalistisch wie ein großes politisches Ereignis ausgestattet worden mit Specialberichterstattern, einem fortlaufenden Depeschenbericht, mit dem Taktman von Interwiewungen, dem Aufputz feuerelementarischer gruppierter Nichtigkeiten. Wer nichts anderes von der Lage des Falles erfahren hatte, wußte wenigstens zu berichten, daß Fritz Friedmann ein dunkles Jaded und einen goldenen Kneifer trug, seine Cigarren rauchte und sein Diner mit gutem Appetit verzehrte. Die bestinformierten Korrespondenten wußten sogar das Menu mitzutheilen. Die Einleitung zu dem großen Kriminalroman war fertig. Eine etwas lange Einleitung, man muß es gestehen. Aber endlich war er da, er sah — ein pitantes Detail — in der Felle Hammerseins. Jetzt mußte es kommen, und es kam, aber mehr in Form einer Holbergschen Komödie als in der eines großen Schicksalsdramas.

Es zeigte sich, daß der Fall Friedmann zu lauter Charpie zerputzt war. In allen rechtlichen Sämen in Deutschland hingen die Kloden davon, in Leipzig, in Hamburg, in Halberstadt. Der größte Theil, wie es hieß, war in Frankreich zurückgelassen und ruhte dort unantastbar unter dem Schutz des Asylrechts. Ein ganz kleines Pariteldchen war Moabit zugefallen — es verhielt sich zu dem Gesamtfall wie der große Schwurgerichtssaal im Kriminalgericht zu dem kleinen vertraulichen Gemach, in das die Verhandlung verwiesen war.

Die Wahl dieses Lokals war den auch wohl symbolisch gemeint — von diesem Gesichtspunkt aus kann man ein Verständnis dafür gewinnen. So etwa, als wenn der Gerichtshof sagen wollte, nur keine übertriebenen Erwartungen. Und das mit Recht.

Denn die ganze große juristisch-kriminalistisch-internationale Aktion beruhte — man kann nicht einmal sagen auf der Aussage eines Zeugen — nein, auf den Tonfall seiner Stimme, auf seinem Kopfschütteln, seinem Lächeln, seinem Achselzucken. Das Schicksal Fritz Friedmann's verlor sich in der Person des „Mutterpflegers“ Gottlob Berger. Eingeführt in seine europäische Mission hatte ihn eine Komode, seinerzeit das einzige Erbtheil seiner Vorgesetzten, die er mit salomonischer Weisheit unter sie zu vertheilen hatte. Aber auch diese Komode war von dem Schicksal symbolisch gemeint. Es sorgte dafür, daß diese Komode einen Inhalt bekommen sollte. Zunächst allerdings nur in Form eines Empfangszeichens über sechs tau-

send Mart, ausgestellt von Fritz Friedmann. Bescheinigte dies Papier ein Darlehen oder ein Depot, das war die Frage. Von allem Anfang an ein ganz schwankendes, unsicheres Fundament, auf dem die große juristische diplomatische Aktion aufgebaut war. Kein Wunder, daß sie wie ein Kartenhaus zusammenfiel. Muhte das sein? . . .

Kennen Sie die Geschichte vom Advokaten Patelin? Jene Volkspoesie, bei der sich seit Jahrhunderten jedes französische Parterre vor Lachen schüttelt. In der That eine urkomische Figur dieser verschlagenen Advokat, wie er sich zwischen seinen Gläubigern durchwindet und dem zudringlichsten derselben, einem Tuchhändler, noch einen neuen Anzug für sich und einen für seine Frau herausholt. Jedermann sieht ein, daß Patelin seine Streiche mit Recht treibt, denn er muß ja leben und gut leben. Am Schluß des Stückes findet aber Patelin, der Rechtsfreund, seinen Meister an einem Schafdiel, dessen Vertheidigung er übernommen hat, ungeachtet dieser ihm rundheraus zugesetzt, die Schafe wirklich gestohlen zu haben. Patelin instruirte seinen Klienten dahin, auf alle Fragen des Richters nur mit „Mäh, Mäh“ zu antworten. Der Schafdiel führt dies auch zum Ergehen des Publikums durch, und als sich Patelin zur Vertheidigung erhoben hat, beweist er, daß ein Mensch, der lediglich „Mäh, Mäh“ sagt, verurteilt, also nicht strafbar sei. Ein so gewandter, amüsanter Advokat hat merkwürdig oft die Richter auf seiner Seite. Denn auch die Themis liebt es, sich hinter ihrer Birde zu amüsieren. Der Schafdiel wird auch wirklich freigesprochen, und Patelin naht sich ihm triumphirend, indem er das verprohene Honorar verlangt. Aber der Schafdiel hat seine Anstruktion zu gut erfährt. Wie auch Patelin überredet, schmeichelt und wüthet, antwortet der Klient auf das Drängen Patelin's nach dem Honorar gleichfalls lediglich mit dem einstuftigen „Mäh, Mäh!“ Patelin zieht unter diesem „Mäh, Mäh“ ab.

Zu den Geschichten, die man von Fritz Friedmann erzählt, gehört auch die von einem Klienten, den er gegen eine Anklage auf betrügerischen Bankrott durchgebracht hatte, und der das ausgemachte Honorar mit einem protestirten Wechsel Friedmann's beglich. Schon das erinnert ungemein an das Abenteuer Patelin's mit dem Schafdiel. Aber auch in der Vertheidigung Fritz Friedmann's glaube ich etwas von Patelin's Geist und Takt zu erkennen. Diese Mischung von humoristischer Naivität mit tiefer Verklagenheit, diese Kunst, am richtigen Platz sich zu erinnern und am noch richtigeren alles vergessen zu haben, diese Geschicklichkeit, mit dem Knebel zu verfahren, was er mit der Hand geschrieben hat. Vor allem die Gabe, eine Atmosphäre von Droherie, Humor und Behaglichkeit um sich zu verbreiten, die bei den gewagtesten Streichen noch fragen läßt, ob man nicht darüber zuerst lachen soll.

Und in diesem Zeigen, dessen feierliche Bedachtsamkeit und verschönernte Sprechweise jedes klare und zielbewußte Wort ausschloß, hatte ihm Merton, der Gott der Patelin's, einen Helfer gefandt, der selbst einer noch schlimmeren Sache auszuweichen konnte. Namentlich da er so viel subtiler in dem war, was er beschwören wollte, als in dem, was er erzählte — das beste Mittel, um ganz bei Seite geschoben zu werden.

Auch in dem Staatsanwalt hatte Fritz Friedmann eine sehr wirkungsvolle Unterstützung gefunden, indemfalls von dem Publikum, natürlich eine ungewollte. Als er mit so gewaltigen jerschmetternden Worten gegen den Angeklagten vorging, hatte er eins übersehen, daß Fritz Friedmann zu denen gehörte, die das Publikum amüßigten. Und oh! welche Rücksicht hat es mit solchen. Seit Langem hat es ihn gar nicht mehr im Ernste genommen, er war eine Figur ganz besonderer Art auf der Berliner Bühne. Was würde ein französisches Publikum sagen, wenn man Patelin als eine schonende seines Standes bezeichnen? Was hat der Stand mit Patelin zu thun? Patelin war wohl in weiter Reihe Rechtsanwalt — vor allem war er aber Patelin.

So hatte der Staatsanwalt selbst das gethan, was er vor Allem vermeiden mußte — er hatte den schwarzen Hintergrund hingepinselt, auf dem sich auch die getragenen Tugendwäse noch weiß abhob. Und wie hat Fritz Friedmann diese unverhoffte Konjunktur benutzt, oeradezu arohartia. Jetzt war das Pathos, gemildert durch eine überall durchschimmernde Selbstironie, am Platze, ihm war, was er von sich rückte, ihm autoenöthig, und was er machte, eine Sublimina vor der öffentlichen Meinung. Das Wort von dem letzten ihm geliebten Kneifer (Ehre war genial — er hatte einen Abgang

von der Bühne, als hätte er ihn bei Eudermann bestellt.

„Nun klatsch, Ihr Freunde! Und die Freunde klatschen.“

Ueberzeugt hat der Urtheilspruch natürlich Niemanden — es ist mehr Friedmann's Glück als seine Unschuld, was man daraus herausliest. Ueberflügelt, wie er ist, läßt sich der Berliner nicht nehmen, daß irgendwo in der Sache eine starke Dummheit oder eine Vertheidigung stehe. Ich zweifle aber nicht, daß Alles ganz genau nach Schema F verlaufen ist. Gespannt war der Berliner denn vor Allem, ob Friedmann bleiben oder gehen werde. Er sah darin etwas wie eine authentische Interpretation des freisprechenden Urtheils. Die Erklärung des Staatsanwalts war sehr einladend zum Bleiben — wie Manchem schien, verdächtig einladend.

Aber Patelin ist alles andere, nur nicht naiv. Er ist gegangen. Mit dem ersten Nachzug nach Brüssel.

In dem Coupe hat er nach aller Voraussicht die Korrekturbogen „Der Fall Rohe“ redirt.

Eine jede Sache hat ihre Moral; der Fall Friedmann hat sogar mehrere. Eine dieser Moralen hat sich am Donnerstag in den Vordergrund der Verhandlung gedrängt, sie bildete recht eigentlich das Leitmotiv. Es ist ein Grundgebot unserer wirtschaftlichen und moralischen Lebens: Du sollst das Geld ehren, auf daß es dir wohl gehe und nicht respektirt — nicht im Guten und nicht im Bösen — nicht in seiner Tasche, nicht in der Tasche der Anderen. Er hat in vielem gesündigt — daran ist er zu Grunde gegangen. . . .

Berliner Ausstellungs-Plaudereien.

Der Münchener Allg. Ztg. wird aus Berlin geschrieben: Immer neue Schönheiten vermehren die Anziehungskraft der Ausstellung, die in der That einen ganz bedeutenden Fremdenzufluß nach der Reichshauptstadt geleitet hat. Alle Sprachen hört man draußen an den Tischen des Cafe Bauer in der riesigen Wandelhalle oder auf der Terrasse bei Dreffel mit ihrer anmuthigen Aussicht auf den gondelbesetzten See und das große Hauptgebäude in seiner weißen Pracht mit der Riesenfontaine vor dem goldstrotzenden Haupteingange. Endlich sind sie fertig geworden, diese Festschmucke, die einen wirklich hervorragenden Schmuck des Centralpunktes der ganzen Ausstellung bilden. Von schönen, sorgfältig gepflegten Gartenanlagen umgeben, erhebt sich das künstlerisch ausgeführte Hauptgebäude mit reich ornamentirten Umfassungswänden. Reptun und Merton in Begleitung der üblichen Wasserfrau in überlebensgroßen Figuren schmücken den Hauptaufbau, in dessen Mitte ein großes Becken die dem Besucher nicht sichtbaren Strahlrohrsysteme und Spiegelscheinwerfer enthält. Bären und Delphine unterbrechen die Einförmigkeit der Umfassungswände und dienen zur Veranschaulichung der Wasserfünfte, während über breite Stufen das Wasser loslabend förmig in die unteren Mulden fließt und von da in das feierartige Becken, das den Abschluß der imposanten Wasserkunst bildet. Mächtig steigen die Strahlen empor, mit der Höhe des Hauptgebäudes wetteifernd, oder sie fallen mehr nach der Breite als nach der Höhe strebend, in dichten Garben in das Bassin zurück. Ungenügend, wie der moderne Mensch eben zu sein pflegt, begnügt er sich aber jetzt nicht mit dem anmuthigen Spiel des Wassers und den blühenden Tropfen, sondern was Paris und Chicago hat, muß Berlin auch haben und es darf das Wasser nicht seine Rarität schönheit behalten, es muß Feuer werden und Feuerfarben müssen zum Himmel steigen, sonst nützt uns das ganze Wasser nichts. Der Riesenfontänenbrunnen ist in Folge dessen als „Fontaine Lumineuse“ erbaut, wofür wir noch keine richtige deutsche Uebersetzung haben, denn „elektrische Feuerfontänen“, wie man ihn officieil benennt, ist erstens zu lang und zweitens falsch, denn trotz aller Elektricität ist Wasser doch eben Wasser und kein Feuer. Inmerhin muß man anerkennen, daß das Kunstwerk einen überaus imposanten Anblick gewährt und daß Jeder, der noch keine „Fontaine Lumineuse“ gesehen hat, daran mindestens so viel Vergnügen hat, wie in einem schönen Feuerwerk, umso mehr als er statt des unangenehmen Lärms und Pulvergeruchs einer melodischen Rauschen und angenehme, frische, gereinigte Luft als Zugabe erhält. Vor allem aber ist ein Umstand sehr wesentlich bei dieser „Fontaine Lumineuse“, daß sie nämlich mit vollstem Recht nicht nur als Schmuckstück, sondern als Ausstellungsstück auf der Gewerbe-Ausstel-

lung ihren Platz gefunden hat, denn bei der Anlage ist eine deutsche Erfindung zur Anwendung gekommen, welche den ausländischen Elektrotechnikern Respekt einflößt. Bisher war nämlich die Anlage einer „Fontaine Lumineuse“, wie sie bei der Pariser und der Chicagoer Weltausstellung gebaut wurden, ein ungemein kostspieliges Vergnügen, das in die Hunderttausende ging. Die Berliner Anlage wurde nach einem neuen, von dem Ingenieur Engelmann in Stuttgart erfundenen Systeme erbaut, wodurch die bisher nöthigen überaus kostspieligen unterirdischen Gewölbe-Anlagen überflüssig werden und überdies neue Wasserspiele und Beleuchtungsarten möglich geworden sind. Weiß, grün, roth und gelb sind die Farben, in denen die Wasserstrahlen erscheinen können und die eigenartige Anlage und Verbindung des verschiedenartigen Theils mit dem elektrischen ermöglicht sogar die Uebertragung der Wasserformen neben dem Farbenwechsel. Auf das große Publikum wird zweifellos diese „Fontaine Lumineuse“ dieselbe Anziehungskraft ausüben, wie bei den erwähnten großen Weltausstellungen.

Da wir nun schon im Freien sind und keinen Sinn für Schaustellungen aller Art haben, wenden wir uns heute der Gartenbau-Ausstellung zu, die uns gestattet, bei dem herrlichen Wetter in prächtigen Anlagen, schattigen Alleen und moralischen Lebens: Du sollst das Geld ehren, auf daß es dir wohl gehe und nicht respektirt — nicht im Guten und nicht im Bösen — nicht in seiner Tasche, nicht in der Tasche der Anderen. Er hat in vielem gesündigt — daran ist er zu Grunde gegangen. . . .

Der Riesenfontänenbrunnen ist in Folge dessen als „Fontaine Lumineuse“ erbaut, wofür wir noch keine richtige deutsche Uebersetzung haben, denn „elektrische Feuerfontänen“, wie man ihn officieil benennt, ist erstens zu lang und zweitens falsch, denn trotz aller Elektricität ist Wasser doch eben Wasser und kein Feuer. Inmerhin muß man anerkennen, daß das Kunstwerk einen überaus imposanten Anblick gewährt und daß Jeder, der noch keine „Fontaine Lumineuse“ gesehen hat, daran mindestens so viel Vergnügen hat, wie in einem schönen Feuerwerk, umso mehr als er statt des unangenehmen Lärms und Pulvergeruchs einer melodischen Rauschen und angenehme, frische, gereinigte Luft als Zugabe erhält. Vor allem aber ist ein Umstand sehr wesentlich bei dieser „Fontaine Lumineuse“, daß sie nämlich mit vollstem Recht nicht nur als Schmuckstück, sondern als Ausstellungsstück auf der Gewerbe-Ausstel-

lung ihren Platz gefunden hat, denn bei der Anlage ist eine deutsche Erfindung zur Anwendung gekommen, welche den ausländischen Elektrotechnikern Respekt einflößt. Bisher war nämlich die Anlage einer „Fontaine Lumineuse“, wie sie bei der Pariser und der Chicagoer Weltausstellung gebaut wurden, ein ungemein kostspieliges Vergnügen, das in die Hunderttausende ging. Die Berliner Anlage wurde nach einem neuen, von dem Ingenieur Engelmann in Stuttgart erfundenen Systeme erbaut, wodurch die bisher nöthigen überaus kostspieligen unterirdischen Gewölbe-Anlagen überflüssig werden und überdies neue Wasserspiele und Beleuchtungsarten möglich geworden sind. Weiß, grün, roth und gelb sind die Farben, in denen die Wasserstrahlen erscheinen können und die eigenartige Anlage und Verbindung des verschiedenartigen Theils mit dem elektrischen ermöglicht sogar die Uebertragung der Wasserformen neben dem Farbenwechsel. Auf das große Publikum wird zweifellos diese „Fontaine Lumineuse“ dieselbe Anziehungskraft ausüben, wie bei den erwähnten großen Weltausstellungen.

Die feurige Empereur du Mexique, die glühend rothe Prince Camille Rohan, die liebliche Souvenir de la Malmaison neben der üppigen Paul Neyron und die stolze, blaße Gloire de Dijon neben der blendend weißen Boule de Neige. Prachtige neue Arten mit neuen klangvollen oder merkwürdigen Namen fordern zum Vergleiche heraus, sogar grüne und schwarze Rosen vermag die Kunst jetzt der Natur aufzuzwingen. Die Gartenbau-Ausstellung aber ist für den Naturfreund, der in Treptow ohnehin mehr geboten erhält als auf irgend einer ähnlichen Ausstellung, ein Dorado. Die üppigen Rosengruppen sind umrahmt von herrlichen Naturanlagen, schattigen Baumgruppen und saftgrünen Rosenflächen; in den Büschen schlagen die Nachtigallen, die aller Kärm nicht aus dem Treptower Park verschrecken konnte. Die Gartenbaukunst im großen wie im kleinen tritt uns entgegen, hier finden wir den Miniaturgarten einer Villa, der auf dem kostbaren, engen Raum der Großstadt gedacht ist, wo jeder Zoll ausgenutzt werden muß und jeder Quadratfuß mit Gold bezahlt wird, dort zeigt uns ein anderer Künstler eine richtige englische Parkanlage, glatten, dichten, üppiggrünen Rasen und malerische Baumgruppen. Dazwischen finden wir Alles, was zum Gartenbau gehört, Treibhäuser für Azaleen wie für Gurken, endlose Baumhäuser, alle Arten von Coniferen, die herrlichsten Lorbeerbäume und Palmen, Obstpflanzern in allen Formen und Gattungen, Blumen in den denkbar verschiedensten Arten und Farben, prächtige Pelargonien und Hortensien, bunte Nelken, kostbare Orchideen u. a.; dazwischen Gartengeräthe aller Art, Ausstellungen von Samen und Gartensien, in den Anlagen verstreut originelle Hingelmannchen und allerlei Gethier, aus Terracotta lebenswahr geformt, den anmuthigen, palmenumrahmten Pavillon des bekannten „Blumenschmied“, im Innern mit den kunstvollsten Werken der Bindekunst gefüllt, und Anders in großer Mannigfaltigkeit. Wenn wir dann an der hohen Sandsteinmaße, die das am neuen Dombau zur Verwendung kommende Material und seine Bearbeitung zeigt, vorübergehen und die elektrische Ausstellungsbahn, die jetzt endlich einen geordneten Betrieb durchzuführen scheint, kreuzen, kommen wir zu einem der hübschesten Plätze der Gartenbau-Ausstellung, zu dem Lawn-Tennis-Platz. Von einem monumentalen Portal aus sehen wir hinab auf den schwellenden Rasen, der förmlich zum Spiel reizt, mit seinen sauberen, durch eingelegte weiße Latten getheilten Feldern. Das Netz ist in der Mitte gezogen und Alles zum Spiel vorbereitet, selbst die Martindr steht nicht. In vornehmer, parkartiger Umgebung ist dieser Spielplatz gedacht, umgeben von reizenden Bosquets, aus deren Grün sich Marmorstatuen erheben. Ein breiter Kiesgang umgibt den Platz, der an den beiden Enden auch Ruchseie in geeigneter, der Umgebung angepaßter Ausführung hat. Zu beachten ist übrigens bei der Neuanlage eines Lawn-Tennis-Platzes, daß man die Ruheplätze für die fast immer vorhandenen Zuschauer feilwärts anbringen hat und nicht in der Spielrichtung — dies ist das Einzige, was uns bei der sonst musterhaften Anlage hier fehlt. Bevor wir unser Rundgang durch die Gartenbau-Ausstellung abschließen, stellen wir noch dem ebenfalls hierhergehörigen Pavillon der vereinigten Werberischen Obstzüchter einen Besuch ab. Er liegt etwas weiter ab in der Nähe des hübschen nordwestlichen Blockhauses und ist ein schmuckes, von zwei schlanken Thürmen gekröntes Häuschen, in dem man neben Fruchtheimen und Fruchtstücken aller Art frisches Obst in Menge findet, vor allem die berühmten Kirchen von Werder, der Obstammer der Reichshauptstadt, wofin im Frühjahr immer die Berliner wallfahrten, um dem wirklich entzückenden Anblick von meilenweit ausgebreiteten Obstplantagen zu genießen.

Das bessere Theil.
Belannter: „Können Sie es denn mit anhören, wenn Ihre Töchter den ganzen Morgen Klavier spielen?“
Hausherr: „Wenn sie nicht Klavier spielen, helfen sie in der Küche, und das ist noch schlimmer!“
Offen.
Förster: „Jetzt muß ich Ihnen noch erzählen, Herr Schulze, was mir neulich auf der Jagd passiert ist. Ich —“
Jagdgast: „Lieber Förster, wenden Sie sich nur an Ihren anderen Nachbar — ich lüge selbst!“